

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 76 (1982)

Heft: 11

Artikel: "Aussenseiter", die auf das Zentrum verweisen : die Orden als Versuche von Alternativen

Autor: Ludin, Walter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-143011>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WALTER LUDIN

«Außenseiter»,
die auf das Zentrum verweisen
Die Orden als Versuche von Alternativen

«Nehmt Euch in acht! In Eurer Stadt habt Ihr eine kommunistische Zelle: das Kapuzinerkloster.» So rief Konrad Farner während eines Vortrags in Solothurn in den Saal. Auch wenn die Wirklichkeit dieses Klosters und anderer Klöster noch so bürgerlich aussieht, wird hier doch etwas zu leben versucht, was nicht in die Schemen der kapitalistischen Konsumgesellschaft paßt.

Je länger ich in einem (franziskanischen) Orden bin und je mehr ich Einblick bekomme in die Zwänge, unter denen Kollegen und Freunde außerhalb einer klösterlichen Gemeinschaft leiden, spüre ich: Meine Lebensform ist mehr als ein Ueberbleibsel aus dem Mittelalter, auch wenn das Ordenskleid manchen als ein Stück Folklore vergangener Jahrhunderte erscheint. Ein solches Leben ist sicher auch, aber doch nicht in erster Linie ein Verzicht. Es sichert ein Stück Freiheit, die immun macht gegen Anpassungzwänge und Repressionsversuche. Gerade in meiner Arbeit als freier Journalist erfahre ich dies sehr deutlich. Ich kann sinnvolle Themen bearbeiten, auch wenn die Sache nicht rentiert. Ebenso kann ich mich politisch (und kirchenpolitisch) exponieren, ohne fürchten zu müssen, für meinen Lebensunterhalt nicht mehr aufkommen zu können.

Vom Ordensleben zu sprechen, heißt aber mehr als Informationen vermitteln über eine stets kleiner werdende Zahl von Außenseitern, die sich hinter Mauern zurückgezogen haben. Wie Walter Dirks schon vor dreißig Jahren betonte, geschieht dort eigentlich nichts Außergewöhnliches, sondern etwas, was in der Kirche selbstverständlich sein sollte, wenn diese sich nicht an dem «Normalen», «Durchschnittlichen» der Welt ausrichten würde. Das in der Kirche Normale ist Brüderlichkeit und Schwesterlichkeit. Wenn Dirks in seinem Buch über die großen Orden von Fraternitäten als «Inseln des Reichen Gottes, Gelegenheiten und Anfängen» schreibt, meint er damit nicht nur Klöster. Er hat alle Formen von «Bruderschaften» im Auge, «ob das nun Familien oder Freundeskreise oder Bauernhöfe oder Unternehmungen und Betriebe oder Hochschulen oder Genossenschaften oder Klöster sind oder Gruppen und Zellen in allen diesen Gesellungen und Organisationen und Gemeinschaften, oder auch nur Begegnungen, die einmal geschehen und nicht wiederkehren (und doch im Buche des Lebens stehen)»¹.

«Bei Euch soll es anders sein»

So leben die Orden — oder besser: sie müssen es versuchen! — unter einer exzentrischen, nicht «normalen» Gestalt das, was im Zentrum der Gemeinschaft stehen muß, zu der Jesus gesagt hat: «Bei Euch soll es anders sein.» Und sie leben es nicht als ein einsamer Sonderfall. Wie Dirks es klar sieht, sind sie innerlich verwandt mit allen, die Solidarität an die Stelle von erbarmungsloser Konkurrenz gesetzt haben. Dies gilt auch dann, wenn gegenseitige Vorurteile den Blick dafür verstellen haben: wenn fortschrittliche Gruppen die gesamte Kirche und damit auch die Orden als reaktionäre Clubs betrachten; wenn umgekehrt die Kirche und nicht zuletzt die Orden ihre natürlichen Verbündeten eher im Besitzbürgertum sehen («die bezahlen so viele Kirchensteuern und geben so gern Almosen») und alle, die ein bißchen weniger gesittet und weniger brav oder langweilig daherkommen, als «Chaoten» abstempeln, ohne ihre zutiefst christlichen Anliegen zu entdecken.

Bei allen bürgerlichen Degenerations-Erscheinungen leben die Orden vielfach unbewußt ein revolutionäres Potential. In mancher Hinsicht sind sie — einfach durch ihr Dasein und ihre traditionellen Formen — ein kritisches Korrektiv zu Gängigem:

In einer *Leistungsgesellschaft*, in der jeder das ist, was er sich erarbeitet hat, praktizieren sie die Gleichheit des einzelnen in der Ordensgemeinschaft, habe er einfache Haushaltungsaufgaben oder stehe er im Rampenlicht der Oeffentlichkeit. Auch der Kranke und der Alte bleibt integriert, selbst wenn er nichts mehr leistet. Wie wenig selbstverständlich dies ist, habe ich vor ein paar Minuten wieder einmal deutlich erfahren. Als ich diesen Abschnitt zu schreiben begann, wurde ich ins Sprechzimmer gerufen, wo ein Arbeitsloser völlig deprimiert auf mich wartete. Sein Satz: «Seit ich vor drei Monaten meine Stelle verlor und nichts mehr leisten kann, habe ich keine Existenzberechtigung mehr», beweist, wie selbst ein gewöhnlicher Arbeiter von einem Denken angefressen ist, das den Wert des Menschen einzig an seinem Leistungspotential mißt. Als Gegenbeispiel kommt mir mancher alte Mitbruder in den Sinn, der seit Jahren oder fast Jahrzehnten nicht mehr arbeiten kann und dennoch nicht an seinem Platz in der Gemeinschaft zweifelt.

In einer *Profitgesellschaft*, in der nur das, was sich lohnt, getan werden kann, können Orden es sich leisten, bei der Planung ihrer Aufgaben nicht nach der Rentabilität Ausschau zu halten. Um bei der eben erzählten Erfahrung anzuknüpfen: Es kann sich einer stundenlang und immer wieder einem Verzweifelten widmen, auch wenn dies keinen einzigen Rappen abwirft. Er kann sein Gegenüber als Menschen

und nicht bloß als Geschäftspartner («Klient», «Patient») behandeln. Im übrigen läßt sich eine Geschichte der Orden überhaupt nicht schreiben, ohne ihren Einsatz für die Siechen und Unwissenden zu erwähnen. Es sei jedoch nicht verschwiegen, daß heute die Orden im allgemeinen sich schwertun, in einer grundlegenden Neuorientierung jene Siechen zu finden, die ihre Zuwendung und ihr Mitsein am nötigsten hätten.

Und schließlich ein Stichwort, das von der modernen Ordenstheologie her wohl am Anfang stehen müßte: In einer *anonymen Gesellschaft* bieten die Orden ihren Mitgliedern ein brüderliches beziehungsweise schwesterliches Zuhause. Wer abgespannt nach Hause kommt, findet dort weder gähnende Leere noch einen einzigen Menschen, den er mit seinen Regenerationswünschen überfordert.

Mehr als Zweckbündnisse

Aus dem bisher Gesagten scheint hoffentlich durch, daß die Orden nicht bloß auf die Nöte vergangener Zeiten eine Antwort gaben, indem sie Wälder rodeten, Aussätzige pflegten und die ersten Schulen führten. Wenn sie wären, was sie sind, könnten sie auch heute «produktive Vorbilder» sein. Auf die Gefahr hin, den Eindruck zu erwecken, ich verwechsle den Soll-Zustand mit dem Ist-Zustand, möchte ich die Relevanz des Ordenslebens für den Versuch einer nicht-«bürgerlichen» Existenz anhand von traditionellen Begriffen skizzieren.

Als erstes die Orden als Gemeinschaft: Sicher wurden vor allem im vergangenen Jahrhundert unzählige Kongregationen als Zweckbündnisse gegründet, zum Beispiel für die Uebernahme von Schulen und Krankenhäusern oder für die Missionsarbeit. Ihre Gründer hatten intuitiv erfahren, was Mao im berühmten Wort ausdrückt: «Will man, daß sich etwas tut, dann muß man eine Gruppe haben, die etwas tut.» Doch seit dem Konzil und nicht zuletzt wegen des Wegfalls mancher ihrer vordergründigen Ziele spüren auch diese Institute, daß gemeinsames Leben mehr ist als Mittel zum Zweck. Was von der Liebe gilt, trifft genauso auf die Gemeinschaft zu: Sie hat ihren eigenen Sinn und ihren Eigenwert. Vielleicht röhren viele Schwierigkeiten linker Gruppierungen von daher, daß sie dies vergessen. Indem sie reine Zweckbündnisse sind (für den Frieden, gegen den Atomstaat), gehen sie zu wenig auf die Person ihrer Mitglieder ein. Die Klage von Niklaus Meienberg über seine linken Freunde ist wohl eine deutliche Illustration dafür.

Aus den Schriften des Franz von Assisi wie anderer Ordensgründer ließen sich zuhauf Stellen anführen, die zeigen, daß die Orden von ihrem Ursprung her den ganzen Menschen meinen und nicht bloß an seinem Funktionieren als Seelsorger, Lehrer oder Kran-

kenpfleger interessiert sind. So schreibt Franz in einer seiner Ordensregeln: «Ein Bruder soll dem andern zuversichtlich seine Not offenbaren, damit ihm dieser das Notwendige verschaffe und ihm damit diene. Und jeder liebe und ernähre seinen Bruder, wie eine Mutter ihr Kind liebt und ernährt.»² Mit dieser Liebe und Pflege ist eindeutig mehr gemeint als die materielle Versorgung als Voraussetzung für das Wirken nach außen.

Das gemeinsame Leben der Orden hat auch eine Stoßrichtung in das Innere der Kirche. Es erinnert die Christen daran, daß Kirche keine bloße Service-Station für einsame Seelen ist, die sonntags oder wenigstens an hohen Festen Gnaden auftanken möchten. Das Wichtigste — oder mit den Worten von Walter Dirks — das Normale in der Kirche ist die Gemeinschaft, die Verantwortung für die in der Liturgie vielzitierten «Lieben Brüder und Schwestern», der gemeinsame Weg («Syn-odos»!). Glaubende Gemeinde zu sein und zum Aufbau solcher Gemeinden beizutragen, wäre darum in der heutigen kirchengeschichtlichen Situation weitaus wichtiger, als durch Löcherstopfen die überkommenen Strukturen für ein paar weitere Jährchen zu retten.

Armut klagt an

Während die nachkonziliare Theologie des Ordenslebens ihren Ansatz in der Gemeinschaft findet, mag es doch noch sinnvoll sein, auch die drei traditionellen Gelübde — Armut, Gehorsam, Ehelosigkeit — kurz zu betrachten.

Für einen franziskanischen Orden, wie es der meine ist, spielt die Armut eine zentrale Rolle. Doch je mehr ich über die wirklich Armen der Dritten Welt oder über unsere sozialen Randgruppen erfahre, umso mehr Hemmungen bekomme ich, das eigene Leben als «arm» zu bezeichnen. «Armut» müßte wohl durch andere Begriffe ausgedrückt werden.

Einer davon ist sicher «Gütergemeinschaft». In der gemeinsamen Kasse zeigt sich am ehesten ein Stück von funktionierendem Kommunismus. Jeden Franken, den einer einnimmt, bringt er dem Obern. Was einer zum Leben braucht, wird aus der gemeinsamen Kasse bezahlt. Die Erfahrung des alttestamentlichen Volkes in der Wüste wird darin sichtbar: Wer wenig sammelt, hat nicht weniger, als wer viel sammelt.

Ich wundere mich immer, wie vor allem jüngere Leute staunen, wenn ich von diesem System erzähle. Auch wenn sich dieses nicht so ohne weiteres auf andere soziale Gebilde übertragen läßt, so ist die Gütergemeinschaft doch keineswegs so absonderlich, wie sie erscheinen mag. Dirks stellt fest: «Es liegt den Christen nahe und ist ihnen angemessen, brüderlich miteinander zu leben und den Besitz zu teilen.

Noch Thomas, als Erbe dieser Anschauungen, sieht das Gemeinde-eigentum als die eigentliche und primäre Weise an, wie die Menschen, die Güter dieser Erde besitzen können, als das primäre Naturrecht des Eigentums; das Privateigentum dagegen erkennt er nur als ein mögliches positives Recht an.»³ Aus sogenanntem «Realismus» heraus hat die Kirche die Wende zum Privateigentum vollzogen. Statt dieses zu preisen, müßte sie nach der Meinung von Dirks darüber traurig sein, daß «sich die höhere Eigentumsform des brüderlichen Gemeinde-eigentums so selten verwirklichen läßt, fast nur eben in den Klöstern». Der Autor fügt hinzu: «Wir halten den Egoismus der Menschen und ihren individuellen Sicherungstrieb für ein stabileres Fundament der Gesellschaft als ihren Brudersinn; das ist richtig in dieser Welt, — aber es demonstriert auch, wie wenig es der Kirche bisher gelungen ist, die Menschen der Christenheit zu Christen zu machen.»⁴

Armut läßt sich zeitgemäßer auch als «Konsumaskese» um-schreiben. «Askese» meint aber mehr als «Selbstabtötung» oder wie immer eine Kasteiung um ihrer selbst willen geheißen haben mag. Sie hat eine eindeutig gesellschaftliche Bedeutung. Denn sie ist einmal ein Korrektiv zu jenem demonstrativen Konsum, durch den man sich eine soziale Stellung zu erkaufen hofft. «Konsumaskese» bedeutet theologisch gesprochen vor allem Rücksichtnahme auf die Schöpfung. Selbst der toten Natur wie dem Feuer, dem Wasser und der Luft be-gegnet man hier solidarisch (vgl. «Bruder Feuer . . .» im Sonnengesang des Franz von Assisi!). Die Ausbeutung wird überwunden, ohne daß jemand darben muß.

Armut ist ebenso Anklage jenes Reichtums, der auf Kosten der andern lebt: «Mit ihrem Zeugnis klagen die Ordensleute im Geist des Evangeliums jene an, die dem Geld und der Macht dienen und die egoistisch jene Güter für sich beanspruchen, die Gott dem Menschen zum Wohl der gesamten Gemeinschaft gewährt.»⁵ Wichtig in diesem Satz der lateinamerikanischen Bischöfe ist das Wort «Zeugnis». Bloß verbaler Protest und Kritik genügen nicht, um glaubwürdig zu sein. Ich befürchte, mancher Orden und manche kapitalismuskritische Gruppe sei von dieser Glaubwürdigkeit noch weit entfernt. Der Haben-Modus läßt sich für alle nicht leicht überwinden. Dennoch gibt es innerhalb und außerhalb der Orden erstaunliche Ansätze, die Hoffnung schenken. Ich denke da etwa an die Kleinen Schwestern, die ich in einer Münchner Obdachlosensiedlung oder mitten unter den unter-drückten Arabern Palästinas angetroffen habe. Oder ich erinnere mich an Wohngemeinschaften Jugendlicher, die wenig haben und das Wenige selbstverständlich und spontan mit mir teilten. In diesen Begegnungen erlebte ich Menschen, die nicht bloß von Armut reden, sondern sie auch leben und die dadurch ein positiver Protest sind gegen die

selbstsüchtige Selbstisolation der Besitzenden. Ihr einfacher Lebensstil und ihre Großzügigkeit sind ebenso für Ordensleute wie für gesellschaftskritische Gruppierungen eine heilsame Beunruhigung.

Freiheit durch Zölibat

Ein weiteres Ordensgelübde ist der Zölibat, auch «keusche Ehelosigkeit» genannt. Seine Werte herauszustellen, bedeutet keineswegs eine Abwertung der Ehe, wie dies in der früheren Ordensspiritualität vielfach der Fall war. Sich für den Zölibat auszusprechen, impliziert auch keinen grundsätzlichen Zweifel an der Möglichkeit geglückter Zweierbeziehungen.

Aus theologischen Gründen zölibatär leben meint zudem auch nicht die von Heiligenlegenden propagierte Verklemmtheit, die es nicht wagt, eine Frau anzuschauen, geschweige denn mit ihr eine persönliche Freundschaft aufzubauen. In letzter Zeit kam hier eine neue Sicht zum Durchbruch. Eine holländische Veröffentlichung über «Affektivität und Zölibat» stellt fest, daß «in der Stille eine neue Form religiös-zölibatären Lebens heranwächst, die nichts zu tun hat mit verdrängter Sexualität und auch weit entfernt ist vom heimlichen Unterhalten sexueller Beziehungen».6

Gesucht wird eine persönliche Nähe, ohne den Partner zu besitzen oder zu «gebrauchen»: statt des spanischen «te quiero» («ich will Dich») das italienische «ti voglio bene» («ich will Dir gut»). Freundschaft macht hier — wie im Idealfall auch in der Ehe . . . — den andern nicht zum Objekt eigener Wünsche. Kerkhofs sieht in einem solchen freigewählten ehelosen Leben einen «Ruhpunkt für persönliche und selbstlose, nicht auf gegenseitige Eroberung ausgerichtete Beziehungen zwischen Mann und Frau». Er fügt hinzu: «Der Beitrag der wahren inneren Ruhe und Gelassenheit des charismatischen ehelosen Menschen in allen möglichen Formen gemeinsamen Einsatzes wird mehr und mehr ein unersetzlicher Faktor von Befreiung sein, und zwar sowohl in der Arbeitsumwelt als auch in der Glaubensgemeinschaft.»7

Der Zölibatäre verzichtet auf das «totalitäre System» Ehe oder exklusive Freundschaft. Dies bedeutet für ihn gewiß ein Stück Armut und Mangel an menschlicher Geborgenheit, die ihm auch die beste brüderliche oder schwesterliche Gemeinschaft innerhalb des Ordens letztlich nicht geben kann. Gleichzeitig bekommt er Freiheit geschenkt. Würde er sie als Freipaß für ein bequemes Junggesellen-Dasein mißbrauchen, hätte er nicht erfaßt, was der Sinn von Ehelosigkeit «um des Himmelreiches willen» ist: nämlich eine größere Verfügbarkeit, die das Offensein für Gott und die Mitmenschen erleichtert (womit keineswegs gesagt sein soll, daß dem Verheirateten diese Offenheit abgeht!). Der Prior von Taizé, Roger Schutz, mahnt seine Brüder:

«Wenn die Ehelosigkeit eine größere Verfügbarkeit für Gottes Sache ermöglicht, so kann man sie nur annehmen, um sich mit der Liebe Christi selbst mehr dem Nächsten hinzugeben.»⁸

Ebenfalls im Zusammenhang mit der Verfügbarkeit spricht Roger Schutz von der hier kurz erwähnten Freundschaft, die nicht auf Besitz aus ist. Er bezeichnet die Ehelosen als «Menschen, die ihre Hoffnung so sehr auf Gott richten, daß sie niemanden für sich selbst besitzen wollen, ihre Arme allen offenhalten, sie niemandem verschließen und niemanden für sich in Beschlag nehmen». ⁹

«Die Arme allen offenhalten» kann bedeuten, ein Herz haben für die Einsamen, deren Zahl immer größer wird. Es kann auch dazu führen, ein riskantes öffentliches Engagement einzugehen, weil nicht Rücksicht zu nehmen ist auf persönliche Bindungen. Walter Dirks stellt dieser Ungebundenheit den «Sippen-Egoismus» entgegen, der sich «so vorzüglich dazu eignet, uns ein Alibi zu verschaffen, wenn wir uns andern Diensten verweigern». Er zögert nicht, im Rückblick auf die Zeit des Nationalsozialismus die Vermutung zu äußern: «Wenn wir nicht für unsere Familien hätten sorgen müssen, wäre die Herrschaft des verbrecherischen Schreckens wohl eher gestürzt worden.» Wir brauchen aber nicht so weit zurückzuschauen. Auch in aktuellen Zeiten der Repression und der Rezession veranlaßt eine an sich nicht schlechte Rücksicht auf familiäre Verpflichtungen manchen zum Kuschen und zu blinder Anpassung.

Herrschaftfreier Gehorsam

Ein drittes Gelübde, der Gehorsam, wird allmählich in seiner ursprünglichen Bedeutung neu entdeckt, nachdem er jahrhundertelang unter patriarchalischen Degenerations-Erscheinungen gelitten hat. Auch in brüderlich strukturierten Gemeinschaften wie den Orden des Franz von Assisi verlor der Gehorsam einiges von seinem alternativen Charakter, wie er dem Evangelium und den Absichten des Gründers entsprochen hätte.

Daß Ordensgehorsam nicht blinde und sklavische Unterwürfigkeit ist, belegt eine Stelle aus der Franziskanerregel eindeutig. Zwar erinnert Franz seine Brüder daran, daß sie auf ihre «Eigenwilligkeiten» verzichtet haben. Der Aufforderung zum Gehorsam folgt jedoch sogleich ein Und-Satz: «Und falls irgendwo Brüder sind, die wissen und erkennen sollten, daß sie dem Geiste (nicht: «dem Buchstaben»! W. L.) der Regel gemäß nicht leben können, dann sollen und dürfen sie sich an ihre Minister um Beistand wenden. Die Minister aber sollen sie voll Liebe und Güte aufnehmen und ihnen mit so großer und herzlicher Liebe begegnen, daß sie mit ihnen reden und umgehen können wie Herren mit ihren Dienern; denn so muß es sein, daß die Minister

die Diener aller Brüder sind.»¹¹ Ich befürchte, aus lauter Gewöhnung an hierarchische Strukturen habe der eine oder andere Leser die unerhörte Umkehrung der Machtverhältnisse nicht mitbekommen: Der Untergebene soll seinen Vorgesetzten behandeln können, wie ein Herr seinen Knecht behandelt.

Nachdem von dieser Umkehrung («Revolution») lange nichts zu spüren war und die Orden bis hinab zu den einzelnen Klöstern vielfach zu Monarchien verkamen oder der Gehorsam ein sinnloses asketisches Spielchen wurde, kommt in neuerer Zeit wieder seine eigentliche Bedeutung ins Bewußtsein. Mehr als die Bereitschaft, einzelne Befehle einzelner Obern zu befolgen, ist er das umfassende Ja zu einer bestimmten Lebensform in einer bestimmten Gemeinschaft. Nicht in erster Linie der Obere, sondern die Brüder beziehungsweise die Schwestern sind sein eigentliches Objekt. Zudem ist nicht jener, der abwartet und das von ihm Erwartete tut, gehorsam. Jener ist es, der neue Initiativen zugunsten der Gemeinschaft wie auch der Kirche und der Gesellschaft ergreift. Schon das Konzil spricht im Ordensdekret von der Uebernahme neuer Aufgaben in einem «aktiven» Gehorsam.

Die Herrschaftsfreiheit des Ordensgehorsams hat ihre Wurzeln in der Unterordnung unter Gott, der die Menschen nicht als Untertanen, sondern als Brüder und Schwestern geschaffen hat. Weil ich meinem Bruder vertraue, daß er diesen Vater anerkennt, muß ich keinen Herrn vor ihn setzen aus Angst, er könnte sonst herren-los werden. So wird auch oder gerade im Orden der aufrechte Gang möglich.

Utopisch

Ich hoffe, mit diesen paar Bemerkungen gezeigt zu haben, daß es im Ordensleben um mehr geht als um das «Rette Deine Seele!». Es geht hier um eine «zeichenhafte» Verwirklichung des Evangeliums: «Das Verhalten der Ordensleute zu Besitz, Geschlechtlichkeit, Leistung, Lebensstandard und Karriere soll auf jene Wertordnung hinweisen, die dem Evangelium entspricht.»¹² Wenn die Realität der Orden nicht so zeichenhaft ist, wie sie sein sollte, hat dies mit der Mittelmäßigkeit zu tun, der auch in solchen Gemeinschaften die meisten Mitglieder unterworfen sind. Dazu kommt der wesentlich utopische Zug des Ordenslebens: dieses hat immer etwas von einem nie ganz zu verwirklichenden Traum an sich, der alles Bestehende übertrifft.

Wer eine Utopie hat, ist — besonders in rauen Zeiten — auf Verbündete angewiesen. Sind sie in jenen «Bruderschaften» zu finden, von denen Walter Dirks schreibt, sie seien «Inseln des Reichen Gottes, Gelegenheiten und Anfänge»?¹³

Anmerkungen

- 1 Walter Dirks, Die Antwort der Mönche, Frankfurt 1952, S. 61.
- 2 Nicht bestätigte Regel Nr. 9; ähnlich bestätigte Regel Nr. 6.
- 3 Dirks, a. a. O., S. 48.
- 4 Dirks, a. a. O., S. 49.
- 5 Schlußdokument der lateinamerikanischen Bischofsversammlung in Puebla, Nr. 747.
- 6 C. Maas, Affektivität und Zölibat, dargestellt aufgrund einer Untersuchung der holländischen Literatur 1960—1978. Veröffentlichung Nr. 31 des Missionspriesterseminars St. Augustin bei Bonn, 1979, S. 236.
- 7 Jan Kerkhofs, Krise und Zukunft des Ordenslebens, Bestandesaufnahme aus soziologischer Sicht, in: Jan Kerkhofs, Das Schicksal der Orden — Ende oder Neubeginn, Freiburg-Basel-Wien 1971, S. 22f.
- 8 Roger Schutz, Das Heute Gottes.
- 9 Roger Schutz, Taizé — Zeichen der Hoffnung.
- 10 Dirks, a. a. O., S. 181.
- 11 Bestätigte Regel Nr. 11.
- 12 Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, Beschuß «Die Orden und andere geistliche Gemeinschaften, Auftrag und pastorale Dienste heute», Nr. 1, in: Offizielle Gesamtausgabe I, Freiburg-Basel-Wien 1976.
- 13 Selbstdarstellungen von über vierzig Männerorden finden sich in: Männerorden in der Schweiz, herausgegeben von Walter Ludin im Auftrag der Vereinigung der Höhern Ordensobern der Schweiz, Zürich-Einsiedeln-Köln Oktober 1982. Ein ähnlicher Band über die Frauenorden ist beim Kanisius-Verlag Freiburg i. Ue. in Vorbereitung.

Konflikt um Erzbischof Hunthausen erhöht Kirchenbeiträge

Mit ihren Aufrufen, aus Protest keine Kirchenbeiträge zu bezahlen, erreichten die Gegner von Erzbischof Hunthausen genau das Gegenteil: statt (wie im Vorjahr) 1,85 Millionen Dollar erbrachten die Beiträge der Katholiken im Jahr 1982 2,34 Millionen, das ist eine Steigerung von rund 27 Prozent. Aufgebracht wurde diese Summe von 27 437 Einzahlern, eine Steigerung gar um 45 Prozent im Vergleich zum vorhergehenden Jahr (18 856 Beitragszahler). Dieser Unterschied ist möglich, weil es in den Vereinigten Staaten keinen gesetzlichen Kirchenbeitrag gibt.

Die Finanzverantwortlichen der Diözese hatten zwar damit gerechnet, daß das mutige Eintreten des Erzbischofs für Abrüstung (vgl. NW 1981, S. 394ff) einige Sympathisanten bringen würde, insgesamt jedoch eher einen Rückgang der Zahlungen erwartet. Doch selbst Katholiken, die in der Rüstungsindustrie oder in der von Hunthausen als «Auschwitz von Puget Sound» bezeichneten Militärbasis angestellt sind, scheinen dem Erzbischof recht zu geben, wie sich aus einer genaueren Analyse der Pfarreien, aus denen Beiträge kommen, schließen läßt. Daß die Einstellung Hunthausens viel mehr Anhänger als Gegner gefunden hat, läßt sich auch aus den zum Thema an die Diözese gelangenden Briefen schließen: auf jeden Kritiker kommen acht Briefschreiber, die den Erzbischof in seiner Haltung unterstützen.

KSÖ Nr. 18/Jg. 82